

Sankt Johannistag

Autor(en): **Caduff, Gian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **1 (1959)**

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-971841>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sankt Johannistag

VON GIAN CADUFF

Wie allenthalben im christlichen Abendlande, so stand der Johannistag des 24. Juni auch bei unseren bündnerischen Vorfahren dereinst in hohem Ansehen. Bis um die Mitte des letzten Jahrhunderts zählte Sankt Johanni zu den wichtigsten und beliebtesten Volksfesten des Jahres. Wettspiele, üppige Mahlzeiten, Freudenfeuer und Tanz kennzeichneten das Johannisfest, das, ähnlich der Neujahrswoche, als ein bedeutsamer Wendepunkt des Jahreslaufes gefeiert wurde. Im Engadin genossen an diesem Tage sogar die Schulkinde das Recht einer eigenen Tanzveranstaltung (wie heute noch an Chalanda-Marz), und die Jugend des Schamsertales stieg in die Maiensäße hinauf, um dort bei gemeinschaftlichem Schmaus, bei Tanz und mannigfachen Orakelspielen den Gedächtnistag Johannes des Täufers feierlich zu begehen.

Daß der Name dessen, der von der Vorsehung dazu auserwählt ward, den Heiland zu taufen, in den christusgläubigen Völkern und Ländern eine ungewöhnliche Verbreitung gefunden hat, ist keineswegs verwunderlich. Ist doch kein Name mit dem Ursprung und Wesen der christlichen Taufe enger verknüpft als der des Täufers am Jordan. Im Volksglauben früherer Zeiten gewann die Taufe denn auch erhöhte Bedeutung und besondere Wirkungskraft, wenn man den Täufling auf den Namen des von Gott gesandten Täufers taufte. Heute noch begegnet man vielfach der abergläubischen Vorstellung, daß die Träger dieses heiligen Namens einen besonderen Schutz gegen Gefahren und Unheil genießen. «Wo im Hause ein Johannes wohnt, schlagen Donner und Blitz nicht ein», heißt es in Süddeutschland. Nach altem Schatzgräberglauben muß man Johannes heißen, um verborgene Schätze heben zu können. Wer wollte sich, in Anbetracht solcher Vorteile dieses Namens, noch darüber wundern, daß es der Johannes und Hansen so viele gibt? Wer den Hansen das Recht absprechen, den Ehrentag ihres gro-

ßen Namenspatrons, wie es vielerorten noch Brauch ist, in festlicher Gemeinschaft und mit ganz besonderer Intensität zu feiern? . . .

Die große Beliebtheit und Popularität, die das Johannisfest als solches in früheren Zeiten allenthalben genoß, darf nun freilich nicht, wie dies bisweilen versucht wird, auf die starke Verbreitung des Namens Johannes (und seiner verschiedenen Ableitungsformen) zurückgeführt werden. Und ebensowenig finden wir im Leben und Wirken des Täufers selber irgendeine Veranlassung zu dieser Popularität seines Gedächtnistages, irgendeine Beziehung zu den geräuschvollen Sitten und Gebräuchen, die das Johannisfest zu solcher Beliebtheit erhoben haben. Die Gegensätze sind allzu offenkundig: üppige Zechgelage, Jubel, Freudenfeuer, Tanz und Liebeszauber sind die typischen Merkmale des Johannisfestes, «Johannes aber selbst hatte» — so berichtet Matthäus — «ein Kleid von Kamelhaaren und einen ledernen Gürtel um seine Lenden, seine Nahrung aber waren Heuschrecken und Waldhonig».

Es wäre ein eitles Unterfangen, die Zusammenhänge zwischen dem asketischen Büberleben Johannis und den ausschweifenden Volksgebräuchen seines Geburtsfestes ergründen zu wollen. Diese Volksgebräuche stehen zum Täufer in keinerlei Beziehung. Sie gelten, ihrer ursprünglichen Bedeutung nach, ja auch nicht ihm, sondern dem heidnischen Sonnengott, dessen Mittsommerfest durch das Gedächtnisfest des christlichen Heiligen verdrängt werden sollte.

Im Sonnenkult vorchristlicher Zeiten fielen die höchsten religiösen Feste auf die Tage, die für den Stand der Sonne von besonderer Bedeutung sind: auf den längsten und den kürzesten Tag des Jahres und auf die beiden Tag- und Nachtgleichen im Frühling und im Herbst. Es sind dies die vier Tage des Jahres, die als sogenannte «*Sonnwend-Tage*» das Sonnenjahr in vier gleiche Zeitabschnitte teilen.

Ein bunter Kranz vielgestaltiger Bräuche und religiöser Opferriten, durch die der sonnengläubige Mensch sich der Gunst und Huld der lichtpendenden Gottheit zu versichern suchte, umrankte dereinst jede der vier Sonnenwenden. Mächtige Feuer loderten vom göttlichen Hain gen Himmel; unter feierlichem Zeremoniell des Priesters und kultischen Reigen der Jugend wurden geheiligte Pflanzen, Früchte und Tiere der Sonne geopfert. Feuerräder rollten von den Höhen zu Tal, Glückscheiben flogen durch die Nacht – bildliche Nachahmungen der Sonnenscheibe, durch die der Primitive die Bahn der Sonne zu beeinflussen, ihren befruchtenden Segen auf Mensch, Tier und Fluren herabzuzaubern wähnte.

Wenn man sich vergegenwärtigt, mit welcher Zähigkeit das Volk von jeher an seinen altüberlieferten Festen und Bräuchen festhält, so kann man sich leicht vorstellen, daß es die Pioniere des Christentums einen harten Kampf kostete, die traditionstreuen Massen ihrer alten Heidenfeste zu entwöhnen. Es zeugt von dem feinsinnigen Einfühlungsvermögen dieser Pioniere, wenn sie die alten religiösen Überlieferungen nicht rücksichtslos-fanatistisch unterdrückten, sondern die in der Seele des Heidenvolkes verankerten Sitten und Institutionen möglichst schonungsvoll den Zwecken der Kirche dienstbar gemacht haben, indem sie die höchsten Feste des christlichen Kirchenjahres eben auf die vier Termine der alten Sonnwendfeste verlegten, um durch diese «Taktik der Ersatzgabe» das Brauchtum des heidnischen Naturdienstes allmählich zu verdrängen und zu überwinden.

So wurde das altgermanische (ursprünglich den Seelen der Verstorbenen geweihte) «Julfest», das mit dem Tage der Winter-Sonnenwende begann und 12 Tage dauerte, durch das Weihnachtsfest, die Epiphaniastage und die dazwischenliegenden «Zwölften» ersetzt. Auf den ungefähren Zeitpunkt des heidnischen Frühlings-Sonnwendfestes mit seinen vielförmigen Vegetationsriten trat die Fastnacht und die (durch bestimmten Intervall von ihr getrennte) Gedächtnisfeier der Auf-

erhebung Christi. Und um den Termin der Sommer-Sonnenwende, den längsten Tag des Jahres, gruppiert sich im christlichen Kalender wieder eine Reihe dereinst hoher, bedeutungsreicher Kirchenfeste, die heute freilich nicht mehr alle zu den gebotenen Feiertagen zählen. Da ist der in früheren Zeiten von zahlreichen Volksgebräuchen umrankte Gedächtnistag des Märtyrers Sankt Veit am 15. Juni. Auf den 24. Juni fällt das Geburtsfest Johannes des Täufers, auf den 26. das Patronatsfest der Märtyrer Johannes und Paul und auf den 29. die Feier der Apostelfürsten Peter und Paul. Aber auch diese Vielfalt christlicher Feste, die von der Kirche auf die Zeit um die Sommer-Sonnenwende verlegt worden sind, hat die Volksseele dem Bann des alten Sonnenkults nicht zu entfremden vermocht. Das herkömmliche Brauchtum blieb auch weiterhin bestehen, mit dem einzigen Unterschied, daß seine Zweckbestimmung auf christliche Namen umgeschaltet wurde. Vornehmlich an das Johannisfest hat sich eine Menge heidnischer Sitten und Glaubensvorstellungen festgeheftet. Mit dem Gedächtnistage des heiligen Täufers ist der ganze unheilige Zauber der alten Sonnwendfeier, ist deren Aberglaube, deren Orakelwesen und dämonenbannendes Ritual bis auf unsere Gegenwart herübergeströmt.

In Schlesien, in Süddeutschland und im Unterinntal hat die Sitte des *Johannisfeuers* bis zum heutigen Tage mythisch-religiösen Charakter bewahrt. Die flammende Glut wird von den Burschen und Mädchen des Dorfes umtanzt und, wenn sie dem Erlöschen nahe ist, paarweise übersprungen, weil das Johannisfeuer nach altem Volksglauben die menschliche Fruchtbarkeit fördert. Der gleichen Glaubensvorstellung entspringt der in Frankreich verbreitete Brauch, das Johannisfeuer vom jüngstvermählten Ehepaar des Dorfes entzünden zu lassen. Das Hineinschauen ins Johannisfeuer schützt vor Augenkrankheiten, namentlich wenn man durch Blumenkränze von Johannisblumen hindurchsieht. Der Rauch des Feuers hat reinigende Kraft; er verscheucht nicht nur Hexen und böse Dä-

monen, sondern schützt auch die Fluren vor Ungeziefer und Wetterschäden, weshalb man immer auf eine möglichst starke Rauchentwicklung bedacht ist. Auch der Asche und der Kohle des Johannisfeuers schreibt der Volksglaube besondere Zauberkräfte zu. Die Asche wird an den Rändern der Äcker und Gartenbeete hingestreut, um deren Fruchtbarkeit zu fördern; die Kohle vergräbt man als Schutzmittel gegen Krankheit und Ungewitter unter die Türschwelle des Hauses.

*

«Sommer-Sonnenwende» — so sagt der römische Schriftsteller Plinius —, »das ist der große Wendepunkt des Jahres, eine große Weltbegebenheit. Es war gebührend, daß die Natur diesen entscheidenden Punkt mit unzweifelhaften Merkmalen bezeichnete. Solche hat sie denn auch dem Landmann an die Hand gegeben, an eben diesem Tage die Blätter sich wenden und so ein Zeichen des vollendeten Sonnenlaufs sein heißen.»

Der Aberglaube, daß am Tage der Sommer-Sonnenwende, beziehungsweise am Johannistage die Blätter gewisser Pflanzen sich wenden, ist noch heute vielfach verbreitet. Aber auch durch andere sichtbare Zeichen und Wandlungen offenbart sich der Johannistag in der Natur als ein entscheidender Wendepunkt. «Die Engerlinge arbeiten bis Sankt Johanni und hernach nicht mehr», behauptet eine alte Landwirtschaftsregel von Pasqual, während der Bauer des Lungnezertales die Beobachtung gemacht haben will, daß mit Sankt Johanni das Euter der Zeitkühe sich zusehends zu entwickeln beginnt. In Flond hinwieder galt die Regel: «Wenn die Bienen vor Sankt Johanni nicht schwärmen, so gehen sie ein.»

Aus der Surselva sind, der Rätoromanischen Chrestomathie zufolge, verschiedene Landwirtschaftsregeln überliefert, denen der Aberglaube zugrunde liegt, daß der Vortag von Sankt Johanni («la vigielgia de sogn Gionstad») für gewisse Hantierungen in Feld und Garten von ausschlaggebender Bedeutung sei: «Am Vortag von Sankt Johanni soll man den

Knoblauch aufbinden, sonst versinkt er.» — «Die Kartoffeln, die man am Vortag von Sankt Johanni häufelt, bleiben von der Seuche verschont.» — «Wenn man den Kabis am Vortage von Sankt Johanni vor dem Mittagläuten häufelt, so bleiben die Raupen fern, und die Pflanzen gedeihen zu dicken Köpfen.»

Auf der Höhe des Jahres stehend, ist der Johannistag für das Wetter der Folgezeit und für die bevorstehende Ernte vorbestimmend, wofür wieder der surselvische Volksmund interessante Belege liefert: «Il luft s. Gion regia tutta stad» — zu deutsch: «Der Wind des Johannistages herrscht den ganzen Sommer über.» «Plievgia sogn Gion, piarda mintga spigia siu graun» — «Regnet es an Sankt Johanni, so verliert jede Ähre ihr Korn.» «Bi sogn Gion, bia fretg» — «Schöner Sankt Johannistag, reiche Frucht.» «Cont' il cucu suenter sogn Gion, dat ei in car onn» — «Singt der Kuckuck nach Johanni, so gibt es ein teures Jahr.»

Johannistag und Johannisnacht sind überhaupt voller Wunder und für zahlreiche *Zauberbräuche* der einzige erfolgversprechende Termin. Am Vortage von Johanni erblüht, reift und fällt (nach surselvischem Volksglauben) die Blüte des Farnkrauts. Wenn man diese Blüten während des Mittagläutens sammelt, verwandeln sie sich in Gold. Im Münstertal war es bis vor wenigen Jahrzehnten Brauch, in der Mitternachtsstunde von Johanni dreigabelige Zweige der Traubenkirsche («alossa») zu schneiden, die als Wünschelruten Verwendung fanden. «Wer an Sankt Johanni Kristalle gräbt, der findet einen Schatz», heißt es in der Cadi, und ebenda begegnen wir dem auch in der Westschweiz verbreiteten Volksglauben, daß man sich von Warzen und Sommersprossen befreien könne, wenn man sich an Johanni während des Mittagläutens in fließendem Wasser wasche. Von der Krätze («scarpetla») werde geheilt, wer sich am Morgen von Sankt Johanni vor Sonnenaufgang im Wiesentau wälze. Im Friaulischen gilt der Johannistau als das Blut des enthaupteten Täufers, und man glaubt den Heiligen zu beleidigen, wenn man an diesem

Morgen die Wiesen auf andere Art als barfuß betritt.

Unverkennbare Überreste altheidnischen *Fruchtbarkeits-* und *Regenzaubers* birgt der Johannisbrauch, der sich in einigen Dörfern des Engadins bis auf die Gegenwart erhalten hat. In Zuoz und Cinuskel lauern die Burschen am Abend von Sankt Johanni den Mädchen auf, um sie aus hölzernen Rohren, den sogenannten «squitaroulas», mit Wasser zu bespritzen. Die Mädchen von Guarda und Ardez erwidern diesen wunderlichen Liebesdienst, indem sie die Burschen mit Eiern, dem Sinnbild der Fruchtbarkeit, beschenken.

Auf ein aus vorchristlicher Zeit stammendes *Opfermahl* scheint das im Münstertal übliche «Ziegenfest» zu deuten, das ein Gewährsmann von Santa Maria wie folgt schildert: «An Johanni hat die Jugend heute noch das Recht, alle Ziegen des Dorfes zu melken. Die erwachsenen Burschen und Mädchen versammeln sich am Abend vor dem Dorfe und warten dort, bis der Geißhirt mit der Herde von der Weide heimkehrt. Dann werden sämtliche Ziegen angehalten und auf dem Platze gemolken. Aus der Milch und anderen Lebensmitteln, die man von Haus zu Haus sammelt, wird ein Gemeinschaftsmahl zubereitet, zu dem auch der Ziegenhirt eingeladen wird. Nach der Mahlzeit wird die ganze Nacht hindurch getanzt.»

Der Umstand, daß die Milch in heidnischen Vegetationsriten allgemein als Opfergabe Verwendung findet, legt allein schon die Vermutung nahe, daß dieser münstertalische Brauch kultischen Ursprungs ist. In alten Volksgebräuchen des Balkans hat sich das Milchopfer vielfach bis auf die Gegenwart erhalten und dies just im Zusammenhang mit dem Johannistag. Beim Johannis-Stein im Pleskauschen (Großrußland) versammeln sich alljährlich in der Johannisnacht die Bewohner der umliegenden Ortschaften zu einer Andachtsübung seltener Art: Auf dem Stein werden Wachskerzen aufgestellt und unter feierlichem Zeremoniell Gaben dargebracht, worunter auch Milch, die «kniend an vier Donnerstagen gemolken worden ist».

Am zahlreichsten und mannigfaltigsten ist in Romanisch-Bünden gegenwärtig jene Gattung von Johannisbräuchen, die — trotz aller christlichen Verkleidung ihrer ursprünglichen Zweckbestimmung — noch deutliche Spuren alten *Baum-* und *Pflanzenkults* aufweist. Im Oberhalbstein werden am Vortage von Johanni Feldblumen gesammelt und, zu Büscheln zusammengebunden, an den Mehltrug gehängt. Wer diese Handlung frommen Gemütes und unter Hersagen dreier Paternoster vornehme, werde das ganze Jahr über Mehl im Troge haben. In Seewis (bei Ilanz) war es bis zu Anfang dieses Jahrhunderts Brauch, grüne Nußbaumzweige an Fenster- und Türpfosten aufzuhängen, «weil Johannes» — so lautet die Begründung dieser Sitte — «der Vorläufer Christi war und damit er auch unser Vorläufer sei und uns ins Paradies führe, wenn wir dereinst sterben».

Eine im Quellgebiet des Rheins übliche Variante dieses Johannisbrauches wird in der Rätoromanischen Chrestomathie folgenderweise geschildert: «Am Vortage von Sankt Johanni werden bei uns während des Mittagläutens Blumen, hauptsächlich die Sankt Johannisblume (‘Flur sogn Gion’) gepflückt, die man bündelweise außen an den Fensterbalken des Hauses aufhängt. Es wird behauptet, daß diese Blumen, die am Vortage von Sankt Johanni während des Mittagläutens gepflückt werden, gesegnet seien und daß sie das Haus vor Blitz und Ungewitter schützen.»

Unter dem Namen «Flur sogn Gion» versteht der Rätoromane die Wucherblume (*Chrysanthemum Leucanthemum*), die in der deutschsprachigen Schweiz als «Große Gänseblume», als «Marienblume» oder «Große Margrite» bezeichnet wird. Wenn die gleiche Blume vielerorten auch unter dem Namen «Maßliebe» bekannt ist, so dürfte just diese Bezeichnung mit dem Brauchtum des Johannistages in Beziehung stehen. Ist sie doch die Blume, an der zu Sankt Johanni die Liebe der oder des Auserwählten «gemessen» wird, indem die Verliebten unter Hersagen altüberlieferter Orakelformeln deren weiße Strahlblütchen eines ums andere loszupfen:

«Er liebt mich
Von Herzen,
Mit Schmerzen,
Über alle Maßen,
Kann mich gar nicht lassen;
Ein klein wenig,
Gar nicht.»

Dieses Orakelspiel ist heute allerdings nicht allein an Johanni, sondern auch zu anderen Zeiten üblich. Ursprünglich aber scheint es auf den Johannistag beschränkt gewesen zu sein, und zwar kam dem Orakel volle Gültigkeit nur dann zu, wenn die Befragung der Maßliebblume an einem Kreuzweg und während des Abendläutens erfolgte. Auch galt es als Vorschrift, daß die Zeremonie in geheim vollzogen und von niemandem beobachtet werde.

Aber auch dem Mädchen, das noch nicht in der glücklichen Lage ist, seinen Freier zu kennen, bietet der Johannistag Gelegenheit zur Erforschung seines Liebesschicksals, wobei wieder die «Flur sogn Gion» als Zaubermittel dient. Wenn eine Jungfrau – so behauptet der surselvische Volksmund – am Johannisabend während des Zunachtens Johannisblumen sammelt, diese mit einem weißen und einem roten Seidenband zusammenbindet und unters Kopfkissen steckt, so erscheint ihr im Traume die Gestalt dessen, der sie zum Altar führen wird.

Weniger diskreten und weniger dezenten Formen von Liebesorakeln begegnen wir in den Johannisbräuchen der süddeutschen und österreichischen Gebirgsländer, wo die Mädchen (einer Darstellung Richard Beitls zufolge) gemeinschaftlich die Johannisblumen pflücken und diese zu Kränzen winden. Wenn die Kränze geflochten sind, werden sie auf den nächsten Baum geworfen. «Das Mädchen findet noch in diesem Jahre seinen Mann, wenn der Kranz beim ersten Wurf in den Zweigen hängenbleibt. Der zweite Wurf gilt für das zweite Jahr und so fort. Das Mädchen, das noch Genaueres wissen will, stellt sich mit einem Strauß Johannisblumen in der Hand auf einen Kreuzweg. Wenn ein junger Mann des Weges kommt, läuft ihm das Mädchen entgegen und wirft ihm den Strauß vor die

Füße. Beachtet er ihn und hebt ihn auf, so werden die beiden ein Paar. Tut er es nicht, so versucht es die Heiratslustige noch einmal in der entgegengesetzten Wegrichtung. Geht es auch diesmal nicht nach Wunsch, so wird der letzte erlaubte Versuch unter besonderen Maßnahmen angestellt: Das Mädchen stellt sich mit geschlossenen Augen auf eine Hacke und dreht sich einigemal in die Runde. Sobald sie die Augen öffnet, verfolgt sie die Richtung ihres Blickes. Mit klopfendem Herzen schreitet das Mädchen in der Richtung los, die ihm das Orakel gab, und seien es auch Saatfelder und Sturzäcker. Begegnet sie einem Mann, dann läuft sie ihm mit offenen Armen entgegen; denn er ist für sie bestimmt. Weh demjenigen – so schreibt der Gewährsmann dieses Berichtes an den Volkskund-Forscher Beitzl –, weh demjenigen, der das Treiben unserer Landmädchen an diesem Tage nicht kennt und eine mit ausgebreiteten Armen auf sich zustürzen sieht – er wird davonlaufen, und müßte er auch, wie Joseph dem Weibe Potiphars, ihr seinen Rock zurücklassen!»

Ob die Johannisblume, die in den eben geschilderten Orakelbräuchen über das Lebensschicksal Auskunft geben und zur Erfüllung der Liebeswünsche verhelfen soll, wohl identisch ist mit jenen «s. Iohans bluomen», die dereinst auch als Heilmittel *gegen* die Liebe Verwendung fanden? In der Handschriftensammlung des bündnerischen Staatsarchivs findet sich ein aus dem 15. Jahrhundert stammendes «Arzneibuch», das über die verschiedensten Heilmethoden und Medikamente belehrt, die von den Heilkundigen damaliger Zeit verordnet wurden. Unter zahlreichen anderen Heilrezepten enthält dieses Buch auch ein Rezept gegen «Liebesmelancholie», das folgenderweise lautet:

«Item welcher ein solcher melancolinus wäre, also das er weder tag noch nacht rü hette in seynem haubtt und alle zeytt geren bey frowen seyn wolt, der neme bey sich diser s. Iohans bluomen oder krut oder wurtzel, sin fantasy und boeser wille würt gewandelt zuo guotem. Und solt domit gedenken dye küschheyt sant iohansen und ym opffern eyn pater

noster und ave maria und eyn credo, du wirst erloset von disser boesen melancoly on zweyffel.»

Ein ähnliches Heilrezept ist auch in einer alten Sage aus dem bernischen Rohrbach über-

liefert: «Einisch isch e Burefrau zum Wasedokter cho u het gchlagt, ihrersch Meitli strich de Buebe noh. He, es soll Sant Johannisblueme-Tee trinke; es bessere so chli, chli, aber chömm de gärn ume.»

Spätherbst in Davos

Nun sind die Wiesen goldenbraun
In letzte Freud versunken,
Die Wälder stehen wie ein Zaun
Vor lauter Schaun
Ins Himmelblaue trunken.

Es schwirrt ein Taubenflug durchs Tal
Zur mittäglichen Stunde,
Er schimmert silbern, ohne Zahl
Im Sonnensaal
Wie eine frohe Kunde.

Es orgelt noch im Bienenhaus
Und riecht nach goldnen Tropfen.
In Eile rafft die kleine Maus
Den Körnerschmaus,
Sie hört den Winter klopfen.

Die Lärchen feiern froh ihr Fest
Und fangen an zu glühen,
Bis leis das Tal, gleich einem Nest,
Von Ost nach West
Sich duckt ins Flockenblühen.

Da streif ich ab die Wanderschuh
Und alle meine Sorgen,
O Gott, du schenkst mir linde Ruh
Und neue Freud für morgen.

R. M. Steenaerts



ANNY VONZUN: SCHLITTEDA